



Feierabend



Löwenjagd.

Erzählung von Richard Huelsenbeck.

Billy Jones und Jimmy Brokes jagen in der Sneipe zum blinden Elefanten, die an einer kleinen schmutzigen Straße in der Nähe des Hafens von Kapstadt liegt. Billy war ein alter, vom Leben krumm gezogener, glaslöpfiger langer Kerl. Jimmy war klein, dick und fröhlich und lachte bei den Worten von Billy über das ganze Gesicht, wenn es auch nicht das geringste zum Lachen gab. Die beiden stierten über das zehnte oder das zwölfte Glas Whisky — es war ein heißer Tag draußen, drehten kurze Pfeifen von einer Munddecke in die andere und spuckten wie Puffottern zischend mit unglaublicher Geschwindigkeit über den Tisch und leergetrunkenen Flaschen in den weiß emaillierten Spucknapf.

„Allright“, schrie Billy, „soweit wären wir nun, alter Junge...“ Jimmy nickte verloren vor sich hin.

„Daß du ein Esel bist Jimmy, mußt du zugeben...“ brüllte Billy mit seinem heiseren Organ, daß die Flaschen und Gläser zitterten. Jimmy lachte.

„Aber ich habe einen gekannt“, schrie Billy weiter, „der war ein noch größerer Esel als wir beide zusammen. Der Mann kam aus Amerika. Und siehst du, das hier verdanke ich dem verdammten Dutchman, dem Buddy Peters, der dir nicht unbekannt sein wird. Nicht wahr?“ Billy wies auf sein linkes Bein, welches lahm war. Jimmy sah auf Billy und das Bein, und er hatte das Gefühl, daß das Bein und Billy nicht dieselbe Person wären, aber er sagte sich, daß er befohlen sei.

Billy fuhr fort: „Der Mann aus Amerika kam hier vor dreißig Jahren an, besaß eine gestickte Reisetasche und eine kleine blaue Brille und nannte sich John Rimmmons. Ein Mann aus Amerika mit einer gestickten Reisetasche, das sagt ja schon allerlei, aber du hältst dir seinen verschrobenern Schädel ansehen sollen, Mensch, sag ich dir... Du hättest gleich gewußt, daß bei dem die Uhr nicht an der Stelle lag.

Damals, mußt du wissen, waren Buddy Peters und ich gut befreundet. Bekhäftigung hatten wir keine, wir trieben uns so herum und suchten uns unsern Verdienst, wo wir ihn fanden. Viel fanden wir nicht. Das kann ich dir sagen, aber zu einem guten Brandy

hat es immer noch gereicht. Und deshalb bin ich meiner Lebtag auch immer ein gesunder Kerl gewesen...“

Billy stürzte ein ganzes Glas hinunter und schlug mit der Faust auf den Tisch. Jimmy faugte an seiner Pfeife und lachte. Billy sah an die Decke, als ob er seine Gedanken aus den Balken hätte ziehen wollen.

„Der Fall lag einfach so. Wenn ein größeres Schiff auf der Reede lag, spitzten wir die Ohren. Du mußt nämlich wissen, daß wir in der Hauptache gelernte Fremdenführer waren. Dragomane und so, ich hoffe, daß du je von diesem noblen Beruf gehört hast...“

Billy sah Jimmy drohend an, strich sich mit der Hand über den Mund und spuckte in den emaillierten Spucknapf.

„Als wir den Amerikaner ans Land klettern sahen, regten sich in uns unsere guten Eigenschaften. Wir nahmen uns beide vor, ihn um möglichst viel Geld zu erleichtern. Das war damals, als du noch in dem Whiskyhümpel schwammst, wo der Storch die kleinen Fremdenführer herholt, alter Junge. Damals also war Buddy Peters schon so ein verflügelter Dutchman, der einem gutgesinnten Engländer den Spieß nicht beim Kuhl lassen wollte. Die Kerle sind listig, sag ich dir, davon kann sich eine so einfache Seele, wie unsere Mutter sie geboren hat, keinen Begriff machen. Allright! Bis hierher hast du, hoffe ich, verstanden. Also der Buddy Peters war in seinem schwarzen Dutchmanherzen zu dem Entschluß gekommen, mir eins auszuwischen. Er wollte sich einfach der Konkurrenz entledigen. Er wollte der einzige Dragoman von Kapstadt sein. Damals, mußt du wissen, waren hier noch keine Verhältnisse, und wo heute die achtsidigen Häuser stehen, gräfien damals die gezähmten Wildesel. Jedermann hatte noch seinen dreißecsten Kavian. Buddy und ich hatten einen zusammen, aber das nebenbei.

Buddy macht sich also an den Kerl heran, macht eine Verbeugung, trägt die gestickte Tasche in der es merkwürdig klappert, und tollt mit seinen liebenswürdigen und falschen Augen. Ich sehe dabei wie ein blöder Vieh. Mensch, der Buddy ist klug, kann ich dir sagen, diese Dutchman haben es in sich.

Ich sehe also, wie der Mann aus Amerika mit der blauen Brille und Buddy, der die gestickte Tasche trägt, in der Ferne verschwinden. Ich blöder Hammel, ich! Ich wollte mich aufhängen vor Wut. Ich habe mich betrunken vor Wut und meine Ungefehrlichkeit bejammert.

Am folgenden Tag steh ich allein am Hafen und sehe auf das Schiff, wo gerade ein Wimpel am Topmast hochgeht. Also ich stehe da und spucke — damals, mußt du wissen, priemle ich noch — also ich spucke, da schlägt mich einer auf die Schulter. Gott und Donner denk ich, der schlägt dir bekannt, und richtig, es war der Buddy mit seinem verdammten grinsenden Gesicht.

„Nun, Buddy?“ frage ich. „Mensch!“ jagt er, „mit dem können wir ein ganz großes Geschäft machen, der Mann heißt Rimmmons, ist aus Massachusetts und ist extra hierher gekommen, um Löwen zu schießen.“ „Mensch, Buddy“, sag ich, das muß ein Irrsinniger sein, jedes Kind weiß, daß es in Kapstadt und seiner Umgebung schon seit Menschen-gedenken keine Löwen mehr gibt...“

Wir wollen uns ausschütten vor Lachen, wir sitzen in einer Sneipe und trinken, bis wir nicht mehr lachen können. Dann sagt Buddy: „Dem Mann kann geholfen werden...“ wir werden ihm einen Löwen baden...“

„Baden?“ frag ich und der Mund steht mir bis zu den Ohren auf. Buddy sieht mich treuherzig an. „Du verstehst mich falsch“, sagt er, „wir werden den Wünschen des Herrn Rimmmons aus Massachusetts entgegenkommen. Wenn jemand aus Amerika kommt, viel Geld hat und unbedingt Löwen schießen will, so sollte ihn, meine ich, geholfen werden können. Wir sind zwei sündige alte Burken, meine ich, Billy wir sollten ihm den Löwen schon beschaffen können...“ Ich muß gestehen, daß ich den Buddy erst nicht verstand. Aber dann hat er mir die Sache laarklein auseinandergesetzt. „Erstens“, sagt er, „ist der Mann, welcher Rimmmons heißt, so kurz-sichtig, daß er keinen Hosenknopf von einem Wildesel unterscheiden kann. Zweitens ist er so zürrig, daß eine hundertjährige Großmutter gegen ihn ein junger Ablet ist. Wir werden mit ihm einige dreißig Kilometer hinter den Tafelberg fahren, du wirst dir ein

Löwenfell umbinden, das ich mir von Lovely Parker leihen werde, dem Kneipenwirt, der dir auch nicht unbekannt sein wird . . . ja und dann . . ."

"Halt", sage ich, "kein Wort weiter. . . Du bist ein Betrüger . . . Du bist ein . . . Nie werde ich mich in eine Löwenhaut setzen, eher ziehe ich Weiberkleider an. Nie und nimmer . . . wenn der Mann wirklich schießt . . . möchtest du gerne eine Zielscheibe für Fraunhagen aus Amerika sein . . .?"

"Du bist ein großer Esel, Billy", beginnt er wieder mit seiner einschmeichelnden Stimme. "Willst du Geld verdienen oder nicht? Dieser Mann hat Millionen. Sieh dir bitte mal die Stückeri auf seiner Reisetasche an, das ist ein Kunstwerk. Und dieser Mann schießt schlecht. Er kann nichts sehen, deshalb hat er die blaue Brille. Aber wenn es dir eine Beruhigung ist, ich werde ihm eine Platzpatrone in den Lauf schießen. Er hat sein Gewehr in der Tasche und die Tasche trage ich . . ."

Also, was ich dir sage, ich lasse mich von Budh bereden, dem verrückten Engländer aus Massachusetts einen Löwen vorzumachen. Wir pumpen uns eine Haut von Lovely Parker, dem Kneipenwirt, bei dem wir einen großen Teil unserer Sachen versteckt hatten. Ich probiere die Haut an wie eine Frau die Schürze. Die Männer wälzen sich vor Lachen auf dem Boden herum. Budh goß immer Whisky auf, um mir Mut zu machen, er sagte, er hätte von dem Mann aus Amerika schon einen größeren Vorstoß bekommen.

Wir probierten die Sache ein paarmal. Wir hatten eine Höhle ausgemacht. In diese Höhle sollte ich mich setzen und brüllen. Das Brüllen übte ich so lange, bis ich vor mir selbst Angst bekam. Soll ich mal brüllen? . . ."

Jimmy wehrte erschrocken ab. Budh sagte, er wollte dem Mann aus Amerika sagen, daß ich die Gewohnheit hätte, in der Dunkelheit zu einem nahegelegenen Tümpel zu gehen und dort zu laufen und auf meine Beine zu warten. Mensch, Jimmy, du kannst dir nicht denken, wie bestialisch ich mir vorkam. In der Gegend war ein ziemlich dichtes Unterholz, ich sollte mich in meiner Haut hinter den Büschen verbergen, hin und wieder brüllen und einen Zipfel von meinem Schwanz sehen lassen. Budh wollte dann dafür sorgen, daß der Mann seine Platzpatrone gegen den Mond abdrückte, um sich zufrieden zu stellen und niemandem ein Leid anzutun.

Du denkst vielleicht, Jimmy, ich hätte diese ganze Geschichte in der Besoffenheit erfunden, aber davon kann keine Rede sein. Ich schwöre dir bei dem fünfzehnten Glase Whisky, das ich jetzt trinken werde, daß jedes Wort so wahr ist wie das Amen in der Kirche.

Also, gesagt, getan. Ich sitze eines Abends in meiner Höhle und warte auf die beiden. Gegen Mitternacht höre ich das verabredete Pfeifen und jogeleich breche ich in ein Brüllen aus, daß die Steine von der Decke meiner Höhle fallen. Junge, Junge, war das eine Sache. Ich höre vorsichtiges Sprechen und dann . . . meine ich, daß jemand den Sahn einer Büchse anzieht. Weißt du Jimmy, ich bin kein ängstlicher Mensch, aber damals lief mir ein kalter Schauer am Rücken hinunter.

Gut also, nach einer Stunde, als ich das Gefühl hatte, daß der Löwenjäger sich wieder entfernt hat, kriechte ich aus meiner Höhle, natürlich in das Fell gewickelt und springe wie ein Kormoran von Busch zu Busch. Auf einmal . . . Billy trocknete sich

den Schweiß von der Stirne. „Auf einmal, was soll ich dir sagen, habe ich einen Schuß im Bein. Ich werfe das Fell fort, lege mich auf den Rücken und wage nicht, einen Laut von mir zu geben. Nichts rührt sich. Am folgenden Tag bringen mich mitleidige Buren auf ihrem Karren nach Kapstadt.

Dann habe ich den Budh zehn Jahre nicht gesehen. Nach zehn Jahren habe ich ihn auf der Straße getroffen, hier ganz in der Nähe, und habe ihn gefragt, was sich damals begeben hat.

„Mensch“, sagt er, „wer hätte das gedacht, dieser Mann namens Nimmons war

ein Kunstschütze aus Oklahoma. Er hat zehn erste Preise gewonnen.“

„Und das Geld?“ frage ich.

„Geld? Mensch, ich war froh, daß mich der Mann nicht eingeschlagen hat. Er wollte mich ins Zuchthaus bringen wegen Betrug, und ich hab ihn nur mühsam besänftigt.“ Als Budh das gesagt hatte, drückte er mir die Hand und verschwand schnell um die Ecke. Ich habe ihm lange nachgesehen. Und nun siehst du, habe ich ein lahmes Bein. Himmel und Donner, Jimmy, es ist die höchste Zeit, daß wir noch einen Whisky trinken . . .“

Bekanntnisse aus Redaktionsstuben.

Was Zeitungsleute können müssen. — Wie sie schreiben.

F. F. Der Zeitungsleser hat gewöhnlich eine nicht ganz richtige Vorstellung von der Entstehung einer Zeitung. Am meisten verbreitet ist wohl der Irrtum von der täglichen Sorge des Redakteurs, wie er die vielen Seiten seiner Zeitung füllen soll. Die wenigsten Leser wissen, daß es sich mit dieser Sorge gerade umgekehrt verhält. Nie ist nämlich so viel Raum verfügbar, daß der Redakteur alles unterbringen kann, was er für wichtig genug hält, es seinen Lesern mitzuteilen.

Noch viel weniger aber weiß die Öffentlichkeit vom produktiven Schaffen des Redakteurs, davon, wie er arbeitet, wie er schreibt. Wer außerhalb des Zeitungsberiebes steht, kennt das Hefttempo nicht, das die Redaktionsarbeit beherrscht, weiß nichts davon, daß der Redakteur zu jeder Tages- und Nachtzeit, ob er gut oder übel gelaunt ist, ob seine Großmutter gestorben oder er selbst glücklicher Vater geworden ist — kurz, daß der Redakteur immer und in jeder Situation und Stimmung die Fähigkeit haben muß, sich auf einen bestimmten Gedankenkomplex zu konzentrieren und seinen Gedanken wirksamen Ausdruck zu geben. Schon daraus geht hervor, daß ein glatter Stil noch nicht den Redakteur macht und daß nicht jeder, der glaubt, ein geborener Journalist zu sein, sich zu diesem Beruf wirklich eignet. Erste Voraussetzungen sind: Gründliche Selbstbeherrschung, schnelle Auffassungs- und Kombinationsgabe und starke Konzentrationsfähigkeit. Daß dazu noch eine gewandte und gute Ausdrucksform gehört, versteht sich von selbst.

Einen Blick in die Arbeitsweise der Redakteure großer Zeitungen gestattet uns das Ergebnis einer Rundfrage, die der Reichverband der deutschen Presse in der Sondernummer seines Organes „Deutsche Presse“ anlässlich seines Kölner Verbandstages unter dem Titel „Wie ich ich schreibe . . .“ veröffentlicht. Redakteure verschiedenster Parteizugehörigkeit teilen in ihren Antworten auf die Rundfrage mit, wie sie schreiben, und die nachstehenden Auszüge daraus geben ein interessantes Bild von der Verschiedenartigkeit der Temperamente und damit der Arbeitsweisen.

Mit Ruhe und Bedacht.

Geh mir ein Stoff innerlich nahe, so wälze ich ihn auf den Gängen von und zu der Redaktion und habe meist die Form im Kopf ungefähr fertig, wenn ich zu schreiben beginne . . . Das meiste schreibe ich zu Hause in stiller Nacht, wo mich keine zu prüfenden Mannskripte, keine Korrekturfahnen und Besuche stören . . . Ich verbessere in meinen Manuskripten ziemlich viel und bewundere und beneide die Kollegen, die einen Artikel glatt in die Schreibmaschine zu diktieren vermögen.

Dr. Wal Schmids, „Kölnische Zeitung“.

Immer im Galopp.

Sie wollen wissen, „wie ich schreibe?“ Nun, fast immer im Galopp. Muß ich Stellung nehmen zu irgendeinem wichtigen Tagesereignis, irgendeiner allgemein interessierenden Frage, so bediene ich mich meistens der Schreibmaschine. Da diktiere ich meiner „Klapperichlange“ oft 160 Druckzeilen, also eine Spalte in einer halben Stunde . . . Manche Plauderei oder Lokalspöke beginne ich, ohne zu wissen, wie ich sie zu Ende führen soll. Doch nach den ersten nüchternen Zeilen plätschern die kommenden so schnell auf mich ein, daß mein Tippfräulein nicht mehr mit kann.

Willly Fretz, „Hannoverscher Anzeiger“.

Nur mit Tinte und Feder.

Von der vielleicht etwas kindlichen Einbildung, daß ein guter Artikel mit der Hand geschrieben sein müßte, komme ich nicht los. Als die der intensivsten Arbeit günstigste Zeit betrachte ich den Vormittag bis 11 Uhr oder irgendeine Nachstunde, welche den Vorzug hat, daß sie selten durch Besuche und Konferenzen gestört wird. Meine Auffassung, daß diejenigen Artikel, die bei großen Ereignissen unter starken seelischen Eindrücken in einer Stunde geschrieben werden müssen, die besten sind, ist durch eine langjährige Erfahrung befestigt.

Max Horndasch, „Kölnische Zeitung“.

Er schreibt, wenn er den inneren Drang dazu spürt.

Ich diktiere aus dem Stegreif oder an Hand von Stichworten, zmal schlecht gerechnet gestört durch Telephonate, Besucher, irgendwelche Anrufer, ich stenographiere, wenn mich die Lust packt, im Eisenbahzug druckreif ein Manuskript zu einem Artikel oder Entwürfen. Ich kommentiere ebensoviel gelegentlich in Ruhe handschriftlich, wie in der Hast der letzten Minute in die Schreibmaschine diktierend . . . Der Gedanke, zu genau festgesetzter Zeit unter allen Umständen mit einem Artikel zur Hand sein zu müssen, wäre mir ein Greuel und würde mir Stimmung und Temperament erschlagen. Ich schreibe, wenn ich den inneren Drang dazu spüre . . .

Wilhelm Ademann, „Deutsche Tageszeitung“.

Er arbeitet am besten, wenn er keine Zeit hat.

Ich bin der Sklave, nicht der Herr meines Stoffes. Es ist gleichgültig, ob ich ausgeschlafen oder übernünftig, hungrig oder satt, arbeitsdurstig oder faul, heiter oder verstimmt bin, ob ich mit der Hand, Füllfeder oder Bleistift oder auf der Maschine schreibe, ob ich ins Stenogramm oder Telephon diktiere oder Telegrammstil einhalten muß, ob ich einen Leitartikel ver-

Kämpfe hinter Glas.

Von Polypen und andern Seetieren.

Von E. Kadecki.

fasse oder einen Bericht gebe, ob es Nacht oder Tag ist, Abend oder Morgen, Sommer oder Winter, Arktis oder Tropen, ob ich Ruhe habe oder vom Lärm umgeben bin. Wichtig ist, daß ich die Materie durchaus kenne und daß ich eine bestimmte Absicht ohne Hemmungen verfolgen kann. Ich glaube, daß für die journalistische Wirkung die Form nichts, die Intensität des Wollens alles ist. Ich arbeite am besten, wenn ich keine Zeit habe.

Rudolf Olden, „Berliner Tageblatt“.

Die politische Situation bestimmt Stimmung und Tempo.

Wo der politische Impuls fehlt, bin ich auch heute noch im Schreiben schwerfällig. Wo es um politische Entscheidungen geht, arbeite ich leicht und mit einer gewissen Befriedigung, die freilich stets mit dem Vorjah gepaart ist, es das nächstmal besser zu machen. Viele Jahre hindurch bestand meine ganze Tagesarbeit in einem einzigen kurzen Aufsatz. Heute muß in einer Fülle ablenkender Beschäftigungen die Zeit zum Schreiben gefunden werden. Trotzdem bin ich meiner alten Gewohnheit, alles, was mir einigermaßen wichtig scheint, mit Tinte und Feder zu Papier zu bringen, treu geblieben. Stimmung und Tempo der Arbeit hängen ab von dem Atmosphärendruck der politischen Situation.

Friedrich Stampfer, „Vorwärts“.

Reklame.

Von Multatuli.

Hassan verkaufte in den Straßen von Damaskus Datteln, oder besser gesagt: er verkaufte keine, denn seine Datteln waren so klein, daß kein Mensch sie kaufen wollte. Voller Kummer und Reiz mußte er zusehen, wie alle Welt bei seinem Konkurrenten, dem reichen Ahuleth, kaufte, der nebenan seinen Stand hatte. Seine Datteln waren gut und gern dreimal so groß als gewöhnliche Datteln.

Eines Tages aber kam ein Derwisch nach Damaskus, der ungeheuer weise aber sehr hungrig war.

„Gib mir etwas zu essen“, sagte er zu Hassan, „und ich werde zum Dank mehr für dich tun, als je selbst der Kalif für dich zu tun vermöchte. Ich werde die Leute zwingen, bei dir Datteln zu kaufen. Wie groß sind denn die Datteln Ahuleths?“

„Ach“, sagte Hassan, „meine Datteln sind dreimal so groß als gewöhnliche Datteln.“ Es fiel ihm nicht ein, darüber nachzudenken, wie es käme, daß ein so weiser Derwisch nichts zu essen hätte; Hassan gab sich nie mit Nebenächlichkeiten ab. „Tritt ein“, rief er, „setze dich nieder, mach es dir bequem.“ Dann schaute er seinem Gast ein Stück gelochten Leders auf; das war der letzte Rest einer Ziege, die er gestohlen hatte.

Der Derwisch verspeiste das Leder, und als er satt war, fragte er: „Also wie groß sollen deine Datteln werden?“

„Allah segne dich“, sagte Hassan. „Ich wünsche, meine Datteln wären dreimal so groß als du sie machen kannst!“

„Gut, gut“, sagte der Derwisch. „Siehst du diesen Vogel, den ich aus Indien mitgebracht habe? Sag' ihm, daß deine Datteln dreimal so groß sind als gewöhnliche Datteln.“

„Groß ist dein Wohlgeruch, Derwisch“, sagte Hassan zweifelnd, „aber was soll es nützen, daß ich es dem Vogel sage? Es ist ja nicht wahr!“

Im Aquarium der Zoologischen Station in Neapel sieht man hinter der Glaswand im grünen Meerwasser erbitterte Kämpfe sich abspielen. Zwei davon sind mir vor allem in der Erinnerung geblieben.

Der Polyp.

Ein roter Kahlkopf hängt unbeweglich im Wasser nahe der Scheibe. Er besitzt weder Nase noch Mund, aber dafür zwei schwarze, goldgeränderte Augen. Ein Polyp. Sein Körper verläuft nach unten in eine Anzahl rosa Schnüre, die sich mit fleischroten Tellerchen an die Glaswand angehängen haben. Er rührt sich nicht, ist ganz Würde- und Gelassenheit. Was wohl in dem roten Kahlkopf vorgehen mag? Tritt man zur Seite, so starrt er einen von der Seite an.

Der Wärter wirft jetzt in den entferntesten Teil des Bassins eine Kriebette hinein. Sie sinkt mit einem Kometschweif von silbernen Bläschen durchs grüne Wasser. Nun ist es mit der „Saltung“ des Polypen zu Ende: blühschnell hat er alle seine rosa Schnüre in ein spitzes Torpedo zusammengefaßt und schießt nun brausend auf die Kriebette zu. Doch kurz bevor er sie erreicht hat, breitet er sein schmales Fangarmbündel zu einem flatternden rosa Käfig aus — schon hat er sie. Ein momentanes Getwirr von Silberfäden und Fangarmen, und dann ist nichts mehr, die Kriebette ist verschwunden.

Langsam treibt der würdige Ballon wieder in seine gewohnte Ecke und saugt sich mit den fleischroten Tellerchen an die Glascheibe an. Ernst und gütig blicken seine goldschwarzen Augen. Aber halt — in dem roten Kahlkopf geht etwas vor: wälzt er darin ein Problem? Nein, kein Problem, sondern die Kriebette, die ja doch noch nicht ganz tot ist. Aber bald hört diese Kopfarbeit auf, die Kriebette ist endgültig zermalmt und zerföhnt, und der Polyp scheint nun friedlich zu schlafen, obwohl seine Augen immer noch unvertwandt durch die Glasplatte starren.

Der Tauschtrebs und der Pilz.

In einem andern Bassin spielen sich Kämpfe zwischen Seepilzen und Tauschtrebsen ab. Der Tauschtrebs ist, nach menschlichem Ermessen, wirklich ein sehr dummes Tier. Dieses übertriebene hastige Seitwärtslaufen (wie nach Gott weiß welcher Elektrischen), diese ahnungslose Plumpheit, mit der seine Panzerglieder in jedes Idyll hineinstöpseln — alles trägt das Gepräge einer extremen Unbegabung.

Ganz anders die Seepilze: Halb Tier und halb Pflanze, fehlt ihnen die Fähigkeit der Fort-

bewegung, wofür sie aber mit einer genialen Passivität begabt sind, mit einem unheimlich zähen und seinem Reaktionsvermögen — also gerade mit einer Eigenschaft, die dem Tauschtrebs fehlt. Grau und unscheinbar, liegen sie mit weitgeöffneten Tolden da und warten auf das, was kommt, nämlich auf den Tauschtrebs. Und nun beginnt ein Spiel, das unweigerlich mit dem Tode dieses Ahnungslosen endet:

Der Tauschtrebs krabbelte vergnügt über Berg und Tal, über Lebendes und Totes und denkt an gar nichts. Da, plötzlich ist er mit zwei Beinen in einen Seepilz hineingepaßt. Und wie ein Maul schließt sich die Dolbe: nun die beiden Panzerglieder.

Der Tauschtrebs weiß vorläufig noch nichts und will seelenruhig weiterwandern. Doch allmählich merkt er, daß er da was Fremdes mit sich zieht. Nun versucht er das lästige Pflanzenzeug abzuwickeln. Doch die Dolbe hält so fest und mit so viel Widerhaken, daß jede Bewegung die Krebsglieder nur noch tiefer hineinbringt. Nun wird er wütend und beginnt zu kämpfen. Er wird doch wohl mit der flebrigen Masse fertig werden! Aber kaum hat seine Schere in die Dolbe hineingekniffen, als die Schere auch schon gefangen ist. Jedes Knicken und Zucken vermehrt das Unheil.

Zeit halten, nicht loslassen!

Jetzt kriegt es der Tauschtrebs mit der Angst. Fort will er, nur fort! — er rast mit den übriggebliebenen Beinen über Stod und Stein, er hat keine Zeit zu verlieren. Doch das hilft ihm nichts, denn er schleift ja das Unheil immer mit sich. Der Tauschtrebs versucht tausend Methoden, der Seepilz hat nur eine: Zeit halten, nicht loslassen! Der Tauschtrebs weiß nicht, daß nur eines ihn retten könnte: auf die Schere und die paar Beine verzichten und völlig stillhalten — denn jede Bewegung wird ihm zum Unheil, jede bringt ihn unweigerlich immer tiefer in die fürchterliche Umarmung hinein.

Letzter Akt des Dramas: man sieht einen aufgeschwollenen Seepilz, aus dem noch eine einzige, verzwirbelt rubernde Krebsföhre herausragt. Sie arbeitet, sie klammert sich an jedes Steinchen — und langsam bewegt sich diese graufige Kombination vorwärts. Die passive Energie hat gesiegt. Endlich ist auch die Schere verschwunden, und nun sitzt der Seepilz ebenso unbeweglich wie vorher da. Mit fortschreitender Verdauung öffnen sich seine Tolden wieder und warten auf das nächste Opfer.

„Du, wie ich dir sage“, beharrte der Derwisch. „Davon verstehst du nichts.“

Der Vogel sah einem Raben sehr ähnlich und schien sehr geschwätzig zu sein. Der Derwisch hatte ihn aus Sumatra mitgebracht.

„Ich bin dein ergebenster Diener“, sagte Hassan unterwürdig zu dem Vogel. „Meine Datteln sind so groß wie drei Datteln.“

„Sehr gut“, meinte der Derwisch, „fahre nur fort.“

Und Hassan versicherte dem Vogel immer wieder, daß seine Datteln so groß seien wie drei gewöhnliche Datteln zusammen.

Der Erfolg blieb nicht aus.

Plötzlich schrie der Vogel: „Bei Allah! Hassans Datteln sind dreimal so groß als gewöhnliche Datteln!“

Er hatte eine ungemein durchdringende Stimme, und außerdem verstand er es, so überzeugend zu reden, daß man die Datteln förmlich wachsen sah. Er schrie in einem fort: „Hassans Datteln sind dreimal so groß als gewöhnliche Datteln!“ Raich sammelte sich eine Menge Volks an. Die Datteln schienen den Leuten so groß, daß sie sich das Maul verrenkten, wenn sie hineinbissen.

Ahuleth wurde von Tag zu Tag magere. Hassan aber kaufte sich immer mehr Ziegen und Schafe. Er baute sich einen hübschen Laden. Hassans Datteln waren weit und breit berühmt wegen ihrer ungewöhnlichen Größe, und alle Welt kaufte bei ihm.

Jedermann war fest davon überzeugt, daß Hassans Datteln die größten seien. Nur Hassan nicht. Er kaufte die Datteln für seinen Hausgebrauch bei Ahuleth.

Liebe und Ehe, Mann und Weib im Sprichwort.

Freien ist so süße, wie gebrat'ne Sämmerfüße.
Die Augen sind der Liebe Pforten.
Die Liebe ist eine Fikade, die leicht aus dem Herzen auf die Zunge hüpf't.
Eine Haushaltung ohne Weib ist eine Batern ohne Licht.
Wenn die Liebe den Kopf einnimmt, hat der Verstand Feiertage.
Liebe ist keine Pastille, Lieb' ist eine überzuckerte Pille.
Wessen Herz eine Rose ist, dessen Mund wird auch duftige Worte sprechen.
Ein aufgewungener Kuß ist wie ein Hühneraug' am Fuß.
Der Mann das Haupt, die Frau die Krone.
Ein Frauenhaar zieht stärker als ein Glodenkeil.
Man muß seine Frau an einem Sonnabend und nicht an einem Sonntag wählen.
Wo die Frau die Küche heiratet, verhungert die Liebe bald.
Der Weiber Fuß ist des Teufels Zuggarn.
Eine Frau ist keine Geige, die man wieder an die Wand hängen kann, nachdem man darauf gespielt.
Der Ehestand ist eine Profession, wo immer das Kreuz vorangeht.
Wenn die Eltern Wolken jammein, so kommt das Gewitter über die Kinder.

Was mancher nicht weiß.

Die Blutkörperchen der Taube sind achtmal so groß wie die des Menschen.
Nur noch in wenigen größeren Parkanlagen Deutschlands kann man heute den Damhirsch beobachten. In freier Wildbahn kommt er nirgend mehr vor; ob er überhaupt einmal in vorhistorischer Zeit bei uns heimisch war, ist nicht sicher erwiesen. Da das Damwild wärmere Gegenden bevorzugt, ist es am häufigsten noch in den Parks von England, in Kleinasien und in den Ländern um das Mittelmeer herum anzutreffen.

Portwein enthält 17 bis 25 Prozent Alkohol.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war es zu Dresden ein Hoppaß, die regierenden Herren und Damen sowie anwesende Gäste auf der großen Wage im Zeughaus zu wiegen. Das Wiegebuch enthält unter anderem folgende Zahlen: Kron-Unterkanzler Diphz vormittags 273, nachmittags 278 Pfund. Der Kronschatzkanzler Polatorowski vormittags 27, nachmittags 212 Pfund. Die „vielgeliebte“ Gräfin Ortelsh wog am 20. Jänner 1725 182 Pfund und am 19. Juni 1728 129 Pfund. König August wog mit 42 Jahren 270 Pfund.

Es gibt über 400 verschiedene Arten von Federmäusen.

Die Sporen des Pflanzens nehmen kein Wasser an.

Der Mondstein, ein farbloses Edelstein, zeigt gegen das einfallende Licht silberartige Reflexe.

In New York werden Geburtscheine mit dem Fingerabdruck des Kindes versehen.

Palmbäume haben keine Rinde.

Spinnen haben 6-8 Augen.

Bimsstein ist ein vulkanisches Produkt (Lava).

Der Kopfkopf der Wale ist so eingerichtet, daß sie zugleich fressen und atmen können.

Der Brustumfang des Erwachsenen über den Brustwarzen gemessen soll bei ausgestreckten Armen 80-90 Zentimeter betragen.

In Mittelasien ist die Sonne nicht selten so heiß, daß man Eier an der Sonne hart kochen kann.

Merlei.

Der Krebs als Kannibale und Weiberzersetzer. Die Gefräßigkeit des Hechtes ist sprichwörtlich. Soll er doch täglich sein Eigengewicht an kleinen Fischen verzehren. Aber nicht minder gefräßig ist auch der Krebs, der überdies noch der kannibalischen Gewohnheit huldigt, seine eigenen Artgenossen aufzufressen. Dabei spielt sich ein Geschlechterkampf ab, der das Weibchen die Beute des hungrigen Männchens werden läßt. Die Tatsache wird durch einen Versuch erhärtet, den kürzlich ein Liebhaber dieser Krustentiere anstellte. Er hatte zu diesem Zweck in einem kleinen Teich auf seinem Besitztum zweihundert Krebspaare ausgesetzt. Die Tiere wurden reichlich mit allerlei Lederbissen, Fleisch, abfällen und toten Tieren gefüttert. Nach sechs Monaten wurde der Teich abgelassen. Es fanden sich nur zweihundert männliche Krebse vor, die Weibchen waren spurlos verschwunden, und es besteht nicht der geringste Zweifel, daß sie von den Männchen aufgefressen worden waren.

Das größte Schiff der Welt. Nach einer offiziellen Ankündigung aus Belfast wird jetzt dort auf einer Werft im Auftrag der White-Star-Linie das größte Schiff der Welt gebaut werden. Die Fertigstellung dürfte etwa drei bis vier Jahre in Anspruch nehmen. Nach den Angaben wird dieser neue Riesendampfer, der für den Passagierdienst zwischen Southampton und New York bestimmt ist, noch größer sein als die Majestic, die 915 Fuß lang ist und einen Tonnengehalt von 36.000 Tonnen hat. Der neue Dampfer soll etwa 1000 Fuß lang werden und einen Rauminhalt von 60.000 Tonnen haben.

Wieviel Radium wird gewonnen? Produktionen, die mit Hunderttausenden von Tonnen rechnen, sind nicht selten. Eine gewisse Verwunderung erweckt aber sicher eine Produktion, die nur wenige hundert Gramm beträgt. Diese erstaunlich geringe Produktion weist das Radium auf. In zwanzig Jahren, von 1900 bis 1920, wurden gerade 100 Gramm des seltenen Stoffes gewonnen. Auf das Jahr entfielen also im Durchschnitt 10 Gramm, und wenn auch in den letzten Jahren die Erzeugung wesentlich zugenommen haben soll, wie Sachverständige versichern, so dürfte diese Zunahme bestimmt nur wenige, vielleicht nicht einmal ein Gramm für das Jahr betragen. Der Hauptanteil an der zwanzigjährigen Produktion von 200 Gramm entfällt auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie produzierten nämlich nicht weniger als 80 Prozent von diesen 200 Gramm, also 160 Gramm. An zweiter Stelle steht die Tschechoslowakei mit 25 Gramm und an dritter Stelle Portugal mit 10 Gramm. Eine Produktion von 3 Gramm entfällt auf Großbritannien. Die restlichen 2 Gramm kommen auf die übrige Erde. In ihnen ist auch der Anteil, der auf Deutschland entfällt, ent-

halten. Man sieht daraus, wie gering er ist. Allerdings besitzt Deutschland in Sachsen einige bedeutende Radiumvorkommen, so in Brambach im oberen Vogtland und in Oberschlema im weislichen Erzgebirge, deren Ausbeute erst in den Anfangsstadien steht.

Weiteres.

Gegengift. „Was macht ihr denn da?“ fragt der Lehrer, als er sieht, wie der kleine Willi seinem Freund Wäschpapier zu essen gibt. — „Der hat Tinte getrunken!“

Die enttäuschte Eva. „Herrlich, diese Einjamkeit, Gerda. Kein Mensch zu sehen!“ — „Wozu hab ich mich nur so nett angezogen?“

Kann? „Ein Mann, der sein Unrecht eingesteht, ist ein Weiser“, führte ein Redner in seinem Vortrag aus, „der Mann aber, der kein Beißt, obwohl er im Recht ist...“ — „St verheiratet“ rief eine Stimme aus dem Publikum dazwischen.

Verwandlung. Ein Antiquar hat in seiner Auslage fünf geschnitzte Holzfiguren stehen. Er gruppiert sie und schreibt einen Zettel darunter: „Die fünf Sinne.“ Ein Interessent erwirbt eine der Figuren. Sofort ändert der Antiquar die Inschrift: „Die vier Jahreszeiten.“ Ein zweiter Liebhaber für ein Stück findet sich, und seitdem heißt die Gruppe: „Die drei Grazien.“ Die dritte Figur wird verkauft und der Antiquar bezeichnet die restlichen zwei: „Adam und Eva.“ Und wieder wird eine Figur verkauft. Nur eine ist übrig. Sie heißt jetzt: „Verlassen.“

Sein Verdienst. „Ach jah gestern Ihren Vater“, sagt ein älteres Klubmitglied zu dem jungen Mann. „Wie vornehm sieht er doch aus in seinem schneeweißen Haar.“ „Ach ja“, erwiderte der Sohn nachdenklich. „Das hat er mit zu verdanken.“

Reise. „Frau Pubbe, da bin ich wieder. Kann ich mein altes Zimmer bekommen?“ „Gewiß, mein Herr. Aber beinahe wäre es weg gewesen. Ein andermal nehmen Sie sich einen besseren Verteidiger, damit die Reise nicht so lange dauert!“

Telegraphenwechsel. Telegramm: „Bob Tigerjagd verunglückt.“ Antwort: „Sofort Leiche senden!“ (Kommt eine Kiste an mit dem erlegten Tiger.) Telegramm: „Richt Tigerleiche senden, Bob's Leiche senden!“ Antwort: „Bob im Tiger!“

Rätsel-Ecke.

Silbenversetzungsaufgabe.

Frähler, Nichtsnutz, Senkboje, Astern, Mordhelmord, Jugend, Willi, Dienstag, Sejam, Loden, Wandern, Dasein, Nachtsicht, Stunde, Schweinsfurt, Bogen, Dachshalter, Bisantratte, Schmorfleisch, Tangenichts, Stillleben, Sandbank, Landregen, Danner, Daischlow, Statistik, Dienstpflicht, Hoffnung. Diese Wörter enthalten ein beachtenswertes Mahnwort des Dichters Rindert. Die zur Vorbildung benötigten Silben sind den vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf Silbentrennung und ohne Änderung der Reihenfolge zu entnehmen.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel. Wagerach: 2 Bob, 4 Rabel, 6 Tor, 7 Jap, 9 Lab, 10 Rot, 11 Sea, 13 Sel, 14 Laren, 16 Lau. — Senkrech: 6 Tal, 4 Nobel, 2 Bar, 12 Kal, 1 Bob, 15 Rad, 3 Bei, 13 Heu, 5 Losen, 8 Bol.